

Wenn wir, liebe Schwestern und Brüder, heute miteinander diese wunderbare Tradition des ökumenischen Gottesdienstes in der Woche der Einheit fortschreiben, dann kann unser geschwisterliches Zusammensein doch über eine Tatsache nicht hinwegtäuschen. Die christlichen Kirchen – erodieren in unserem Land. Und zwar fast überall. Zwar mit unterschiedlicher Geschwindigkeiten. Wir in Rapperswil-Jona – sowohl die reformierte wie auch die katholische Kirche – stehen noch vergleichsweise gut da. Aber auch bei uns ist die Veränderung nicht zu übersehen: Weniger Gläubige, weniger junge Familien, weniger Kinder und Jugendliche und auch: weniger Menschen, die sich für einen kirchlichen Beruf begeistern lassen. Es ist eine schmerzhaft Wahrheit, aber es hilft nichts, diese Wahrheit zu verleugnen.

Aber, liebe Schwestern und Brüder, wir nehmen ja nicht nur «quantitativ» ab. Ich meine, es ist auch in gewisser Weise ein «qualitativer» Verlust, den wir seit vielen Jahren oder seit einigen Jahrzehnten – soweit ich das überblicken kann – erleiden. Ich meine damit, dass oftmals nicht mehr ohne weiteres identifizierbar ist, für was die Kirche eigentlich steht. Was ihre Botschaft ist.

Einige werden vielleicht sagen: Na, die Botschaft der Kirche ist doch das ist das Evangelium. Aber auch das hilft nicht besonders viel weiter, denn es scheint so zu sein, dass dieses Evangelium – wenn überhaupt – manchmal sehr selektiv wahrgenommen wird. Und dass

es dann manchmal äusserst eigenwillig ausgelegt wird, sodass die Kirche an manchen Orten daherkommt wie ein bürgerlicher Moralverein mit humanistisch-ökologischer Grundausrichtung. Ein Verein, der krampfhaft versucht, noch irgendwie einen halbwegs relevanten Platz im gesellschaftlich-politischen Mainstream unserer Zeit zu ergattern. «Offenheit für alle und alles» ist dann das Motto. Oder: «Ja niemanden vor den Kopf stossen!» – Als ob Jesus jemals offen für alle gewesen wäre und niemanden vor den Kopf gestossen hätte!

Gibt es, liebe Schwestern und Brüder, vielleicht einen Zusammenhang zwischen dem «quantitativen» und dem «qualitativen» Niedergang unserer Kirchen?

Ich weiss es nicht. Aber ich weiss, dass Jesus uns im Evangelium immer wieder drängt, uns auf das Zentrum unseres Glaubens zu konzentrieren. So wie heute im achten Kapitel des Markus-Evangeliums, wo er sagt: «Wer mein Jünger sein will, der nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.» Und: «Wer sein Leben retten will, der wird es verlieren. Aber wer es um meinetwillen und um des Evangeliums willen verliert, der wird es retten.»

Jünger oder Jüngerin Jesu zu sein, zu ihm zu gehören, hat offensichtlich eine Bedingung: das Kreuz auf sich nehmen.

Das Wort vom Kreuz ist in unserer Zeit nicht gerade beliebt. Und das war es wohl noch zu keiner Zeit. Schon Paulus schreibt im ersten Brief an die Gemeinde in Korinth: «Das Kreuz ist für die Juden ein

Ärgernis und für die Heiden eine Torheit.» Aber was bedeutet das Kreuz eigentlich, und warum ist es unerlässlich für unseren Glauben? Weil damit verbunden ist, wie wir unser Leben und die Welt betrachten. Wie gewissermassen das Betriebssystem unseres Lebens aussieht.

Wir glauben daran, dass wir für ein Leben in unendlichem Glück, in Geborgenheit und ohne Angst bestimmt sind. Wir erkennen aber, dass wir dieses Leben jetzt noch nicht haben. In unserer Freiheit, die uns geschenkt ist, entscheiden wir uns immer wieder gegen die Liebe, gegen das Verzeihen, gegen die Uneigennützigkeit, gegen den Frieden. Wir entscheiden uns statt dessen für den Hass, die Rache, den Egoismus und für den Kampf. Die ersten Seiten der Bibel erklären uns warum das so ist: Denn wie Adam und Eva fällt es uns schwer zu vertrauen. Zu vertrauen, dass wir unendlich geliebt sind und dass wir im Grunde genommen vor nichts und niemandem Angst haben brauchen. Nicht einmal vor dem Tod.

Wer das nicht glauben kann, sondern meint, er müsse für sein Glück selber kämpfen, das Ruder seines Lebens selbst in die Hand nehmen und gewissermassen selbst zu «Gott» werden, verliert das Paradies. Lebt jenseits von Eden. So wie wir alle, liebe Schwestern und Brüder. Wir alle haben mehr oder weniger Angst zu kurz zu kommen. Wir alle erleiden Schmerz, wenn uns etwas genommen wird: Wohlstand, Geborgenheit, Ansehen, Liebe – das Leben.

Unlängst hat mir ein Freund gesagt: «Hört mir auf, immer vom Tod zu reden. Ich habe ein geiles Leben.» Ja, sage ich, aber auch das geilste

Leben ist nicht frei von Schmerz, von Selbstzweifeln und von der Einsamkeit schlafloser Nächte, wenn einem die Erkenntnis kommt, dass auch ein geiles Leben nicht jene unendliche Sehnsucht stillen kann, die in unseren Herzen wohnt. Auf Dauer gelingt es nicht, diese Sehnsucht zum Schweigen zu bringen.

Gott jedenfalls möchte sich nicht damit zufriedengeben, dass wir streckenweise ein geiles Leben haben. Ohnehin ist es ja so, dass nicht jeder im selben Masse sich dieses geile Leben leisten können. Er will, dass wir in diese unendliche Liebe und Geborgenheit des Paradieses wieder zurückfinden – und zwar nicht erst am Ende unserer Tage, wenn unser Herz aufhört zu schlagen, gewissermassen als Vertröstung oder Belohnung für ein moralisch einwandfreies Leben. Sondern schon im Hier und Jetzt, bei jedem Schritt unseres Weges und bei allen Kämpfen, die wir mit uns, mit anderen oder mit den Umständen unseres Daseins auszustehen haben.

Und hier spielt das Kreuz, das uns Jesus vor Augen hält, eine entscheidende Rolle. Schon deshalb, weil es einfach zu unserer Wirklichkeit gehört. Das Kreuz, der Schmerz, das Leid, die Traurigkeit, das Nicht-mehr-weiter-Wissen – all das gehört zu unserem Leben dazu. Und die Frage ist: Wie gehen wir damit um? Schieben wir es beiseite? Verdrängen wir es? Betäuben wir uns, damit wir diese Realität so wenig wie möglich spüren?

Jesus jedenfalls hat das nicht getan. Er hat das Kreuz auf sich genommen. Er hat sich sogar an dieses Kreuz annageln lassen. Warum hat er das getan?

Um uns zu zeigen, dass Gott uns in allem Leid, in allem Kreuz und natürlich auch im Tod trägt und hält. Dass niemand von uns in keiner Situation des Lebens durch die Finger Gottes hindurchfällt.

Das, liebe Schwestern und Brüder – dieses Vertrauen, wenn wir uns darauf einlassen: gibt uns eine Kraft, eine Energie und eine Ausstrahlung, die einen echten Unterschied macht.

Wenn wir als Christinnen und Christen unseren Blick so auf das Kreuz richten, nicht mit sauertöpfisch-trauernder Miene, sondern hoffnungsvoll und mit vitaler innerer Kraft, dann wird das den Geschmack der Kirche ändern. Dann wird sie wieder zum Salz und zum Licht der Welt, wie es in der Bergpredigt heisst.

Und wir können das einüben, liebe Schwestern und Brüder:

Jedes Mal, wenn sich das Kreuz in unserem Leben zeigt, dass wir dann nicht zurückweichen, nicht ausweichen, uns nicht niederdrücken lassen, sondern im Glauben standhaft und zuversichtlich bleiben. Wir können im Gebet Gott bitten, dass er uns stärkt und das Kreuz mitträgt.

Oder wenn wir mitbekommen, dass andere leiden. Dass wir ihnen zuhören, Zeit miteinander verbringen, sie stärken, ihnen helfen, sie besuchen.

Wichtig scheint mir, dass wir einen veränderten Blick auf das Kreuz einüben, reflektieren und – wo es geht – innerhalb der kirchlichen Gemeinschaft miteinander besprechen.

Das Kreuz ist der Kern des christlichen Glaubens. Weil es jede Faser unseres Lebens, jeden Schritt unserer Biographie, jede Schattierung unseres gemeinschaftlichen Lebens und Handelns zum Positiven verändert. Weil es uns aus der Lethargie befreit und uns in die Lage versetzt, uns selbstlos für andere und für die Gemeinschaft einzusetzen. Weil es in der Lage ist, unserer Welt Hoffnung und Zuversicht zu schenken. Unendlich mehr als alles andere!

Bis zum ökumenischen Kirchentag im September haben wir noch viel Zeit miteinander. Nutzen wir diese Zeit, um miteinander neu zu lernen was es heisst, das Kreuz auf uns zu nehmen und so das Leben zu gewinnen. Amen.